Unterhaltungs-Beilage

des

„Berliner Lokal-Anzeiger."

Nummer 117. Sonntag, 22. Mai 1910. 28. Jahrgang.

Die Hand in den Flammen.

Roman von Robert Kohlrausch.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Er hat noch viele Wochen krank gelegen und sich nur langsam erholt. Ganz gesund ist er überhaupt niemals mehr geworden. Er hat noch ein paar Jahre gekränkelt, dann ist er auch gestorben. Gram und Sorgen, an denen kein Mangel war, haben meine Cousine gleichfalls vor der Zeit alt und krank werden lassen. Tereja, die zuerst nach dem Tode ihres Vaters eine Klosterschule besucht hat, mußte wieder nach Hause zurück, um die Mutter zu pflegen, die durch ein schweres, inneres Leiden fast unaufhörlich die heftigsten Schmerzen litt. Schließlich war ihr nur durch Morphium Ruhe zu schaffen, und in halber Bewußtlosigkeit ist sie vor etwas mehr als einem Jahre hinübergegangen. Von dieser Krankheit stammt höchstwahrscheinlich noch das Morphiumfläschchen, das wir gestern bei meiner Nichte fanden."

„Die arme, junge Gräfin! Sie hat offenbar noch nicht viel Freude von ihrem Leben gehabt. So einsam zurückzubleiben, ist schrecklich. Oder hatte sie noch andere Verwandte, die sich ihrer annahmen in dieser schweren Zeit?"

„Einen Onkel hat sie noch, einen Bruder ihres Vaters, der damals bei der Krankheit der beiden Grafen auch telegraphisch hierherberufen wurde. Soviel ich weiß, ist er aber zu spät gekommen und hat seinen Vater nur als Leiche wiedergesehen. Jetzt lebt er als reicher Mann in Deutschland; um Tereja hat er sich niemals gekümmert. Ich habe sie gleich nach dem Tode ihrer Mutter zu mir ins Haus genommen. Sie war mir immer ganz besonders lieb, und wohin hätte ich solch ein junges, nur in der Pflege einer Kranken erfahrenes Wesen auch bringen sollen?"

„Wenn ich all das Traurige in Betracht ziehe, das ich da eben von Ihnen gehört habe, scheint es mir nicht unmöglich, daß die lange Krankheit und der Tod ihrer Mutter die junge Gräfin dauernd so sehr in ihrem Nervensystem erschüttert haben, um ihren eigenen Widerwillen gegen das Leben zu erklären."

„Das ist möglich", antwortete Ruffini so rasch, daß es Bruckner schien, als wenn ihm diese Deutung ganz besonders willkommen wäre. „Ich glaube, daß Ihre Seelendiagnose auch in diesem Falle wieder richtig ist, Herr Doktor."

Der Arzt erhob sich, um noch ein paar Höflichkeitsworte des Dankes für die bereitwillig erteilte Auskunft zu sagen und zu gehen; aber das Gespräch wurde durch ein Klopfen an der Tür und gleich darauf durch den Eintritt eines der Schreiber unterbrochen, der nach einem wichtigen Aktenstück für einen draußen wartenden Klienten fragte. Da sich das Gesuchte nicht gleich fand, war der Advokat genötigt, für einen Augenblick mit in das Vorzimmer zu treten, und Bruckner blieb allein.

Er benutzte die Zeit, um sich Ruffinis Arbeitszimmer in Ruhe genauer zu betrachten, als es bisher unter den Augen des Besitzers möglich gewesen war. Aber das Gemach wußte nichts auszuplaudern. Es war, seinem Zweck entsprechend, ganz einfach, beinahe streng in der Ausstattung; den einzigen Wandschmuck bildete ein Porträt des regierenden Königs. Was Bruckner zunächst interessierte, war der weiße Marmorkamin, der gerade gegenüber von der Eingangstür die grün bemalte Wandfläche unterbrach. Die Verwundung an Teresas Hand hatte dem Arzt verraten, daß nur die Berührung mit brennendem Holz oder glühenden Kohlen sie verursacht haben konnte, und wenn auch kein bestimmter Grund für die Annahme vorhanden war, daß gerade hier die Gräfin sich verletzt hatte, so fühlte Bruckner doch ein eigentümliches Interesse für die Feuerstätte in diesem Kamin. Tot und schwarz lag sie augenblicklich da, weil das Zimmer durch die Morgensonne zurzeit genügend erwärmt wurde. Schlacken von ausgeglühten Kohlen verrieten aber, daß vor kurzer Zeit, vielleicht am vergangenen kühlen Abend, hier ein Feuer gelodert hatte. Ganz hinten in den sonst leeren Winkeln der Kaminöffnung meinte Bruckner auch ein paar leichte, hellgraue Fetzen von verbranntem Papier liegen zu sehen, und er beugte den Kopf ein wenig, um diese Spuren genauer zu betrachten. Plötzlich aber vernahm er die Stimme Ruffinis hinter sich, der die Tür zum Vorzimmer wohl nur angelehnt gelassen hatte, um wieder eingetreten und auf dem Teppich ganz geräuschlos herangekommen war.

„Mein Kamin scheint Sie ja sehr zu interessieren, Herr Doktor!" Lachend sprach der Advokat die Worte, doch in seinen Augen war nichts von Heiterkeit, als Bruckner, hastig sich umwendend, hineinschaute. Der Arzt war ein wenig erschrocken über die unerwartete Anrede, seine Sicherheit im Verkehr mit Menschen aber war groß genug, um ihn vor einer unbedachten Aeußerung zu schützen, und ein Lächeln auf seinem Gesicht schien echter als Ruffinis Lachen.

„Ich dachte, als ich hier stand, unwillkürlich an einen anderen Kamin, auf dem ich vor einer halben Stunde Ihr Bild gesehen habe."

„Wo kann das gewesen sein?"

„Bei der Marchesa Mezzara."

„Ah, Sie kennen die Marchesa?"

„Gewiß, ich bin ihr Hausarzt."

„Wahrhaftig, sie muß mit mir von Ihnen gesprochen haben. Schon gestern, als ich im Adreßbuch nach einem Arzt hier in der Nähe suchte, schien Ihr Name mir bekannt. An unser Begegnung beim Grafen Altieri erinnere ich mich, offen gestanden, ziemlich dunkel, aber die Marchesa hat Sie mir einmal empfohlen, das ist mir jetzt ganz gewiß."

„Ich bin der Marchesa dafür sehr verbunden. Sie waren ein Freund ihres verstorbenen Gemahls, wie sie mir sagte."

„Das Wort Freund ist wohl ein wenig zu viel für unsere Beziehungen, aber wir kannten einander gut, und nach dem Tode Mezzaras hat seine Witwe mich als ihren Sachwalter und Ratgeber angezählt. Ich hatte das Glück, ihr auch in Geldangelegenheiten mehrfach einen guten Rat geben zu können. Durch eine veränderte Anlage ihrer Kapitalien hat sie die Bezüge daraus um ein Drittel ungefähr steigern können, und auch den reichen Leuten ist solch ein Profit schließlich nicht unangenehm."

„Da hat die Marchesa in der Tat allen Grund, in Ihnen einen Freund zu sehen, Herr Rechtsanwalt. Aber jetzt muß ich gehen, meine Patienten warten. Ich werde mir erlauben,

Ihnen über das Befinden der Gräfin Teresa fortlaufend Bericht zu erstatten."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden. Darf ich Teresa nicht sehen?"

„Vorläufig muß ich unbedingt noch davon abraten. Sie bedarf der größten Ruhe und Schonung."

„Dem Arzt muß man gehorchen, aber es wird mir in diesem Falle recht schwer."

„Ich empfehle mich Ihnen, Herr Ruffini."

„Leben Sie wohl, Herr Doktor. Und herzlichen Dank einstweilen für all Ihre Mühe."

Mit großer Höflichkeit begleitete der Advokat seinen Besucher bis zur Tür. Dann, als diese sich geschlossen hatte, trat er langsam, den Kopf nachdenklich gebeugt, in das Zimmer zurück. Er ging zum Kamin, den er aufmerksam betrachtete, um dann die toten Kohlen mit einem Schürhaken ein wenig nach hinten zu schieben. Nach Beendigung dieser scheinbar nutzlosen Arbeit begann er im Zimmer auf und nieder zu gehen, die Augen so fest auf den Teppich gerichtet, als wenn er das dunklere Muster im helleren Grün abzeichnen wollte. Schließlich trat er, nach einem erneuten Blick auf den Kamin, an seinen Schreibtisch und griff nach der birnenförmigen elektrischen Glocke aus dunklem Metall, die dort von der Decke niederhing. Auf sein Glockenzeichen erschien einer der Schreiber in der Tür und fragte nach seinen Wünschen.

„Sagen Sie dem Diener, daß er mir jetzt schon Feuer hier anzünden soll. Die Sonne scheint ja draußen, aber im Zimmer ist es kühl."

* * *

„Aber Gräfin, das ist ja wieder eine ganz gotteslästerliche Behauptung!"

Es war eine alte Dame mit weißem Haar und faltenreichem Gesicht, die so sprach. Aber auf dem Gesicht lag ein so heller Glanz inneren Glückes, daß es trotz all seiner Falten jung erschien, und auch die Stimme hatte einen frischen, jugendlich mutigen Klang.

Die Gräfin Teresa, die, noch immer bleich und matt, in einem Lehnstuhl am Fenster der Wohnung ihrer neuen Beschützerinnen saß, lächelte ein wenig, aber ein trüber Ausdruck blieb doch dabei auf ihren Zügen.

„Ja, was habe ich denn wieder so Schlimmes gesagt?"

„Sie haben behauptet — es ist geradezu fürchterlich! — eine Pinie wäre ein ganz gewöhnlicher Baum."

„Ist sie das etwa nicht?"

„Lieber Gott, sei dieser armen Römerin gnädig! Eine Pinie — soll ich Ihnen sagen, wie oft ich im grauen Deutschland gebetet habe: Herr im Himmel, gib mir, daß ich ein einziges Mal im Leben eine Pinie sehe! Eine wirkliche, grüne, lebendige Pinie!? Einundsechzig Jahre meines Lebens habe ich hingebracht in Sehnsucht nach diesem göttlichen, sonnigen Lande, ohne daß ich Zeit und Geld hatte, mich aufzusetzen und hinüberzufahren. Und ich habe jedesmal beinahe geweint, wenn ich auf einem Bilde bei uns eine Pinie gesehen habe. Sie bedeutete für mich Italien, Sonnenschein, Glück, blauen Himmel, und nun haben Sie den Mut, mir zu sagen, eine Pinie wäre ein ganz gewöhnlicher Baum!"

Ein leiser Hauch von wirklicher Heiterkeit ging über Teresas Gesicht. „Nun, hier sehen Sie doch Pinien genug, Fräulein Forster", sagte sie mit einer leichten Kopfbewegung auf das Fenster zu.

„Darum eben habe ich die Wohnung an der Via Campania doch auch gemietet! Doktor Bruckner hat mich schön ausgezankt, weil die Zimmer nach Norden liegen, aber die guten Oefen, die ich nun habe setzen lassen, machen das zehnmal wieder gut. Und nun habe ich hier täglich, stündlich immer wieder diesen wunderbaren Blick auf den grünen Pinienwald in der Villa Borghese. Ja, setzen Sie doch nur hinaus! Ist das nicht köstlich? Wie ein riesenhafes Kornfeld, in dem die schlanken, braunen Stämme die Halme und alle die grünen Wipfel die Aehren sind. Sehen Sie doch, wie das im Winde wogt! Mein Gott, wie kann man so dasitzen, ohne in Entzücken zu geraten!"

Teresa streckte die Hand, auf der nur noch ein ganz leichter Verband lag, freundlich nach der so heiter verzweifelten, alten Dame aus. „Seien Sie mir nicht böse, Fräulein Forster. Aber ich kann mir nicht helfen, ich verstehe Sie nicht."

„Und ich verstehe Sie nicht, Gräfin Geltz! Sie sind doch eine Römerin, sind hier geboren, hier aufgewachsen. Ist es denn möglich, daß eine Römerin ohne Begeisterung von ihrer Vaterstadt spricht? Von dieser gewaltigen Heimat aller Größe und Schönheit? Es ist nicht zu glauben! Wenn ich früher an Rom dachte, da bildete ich mir ein, hier würden alle Wickelkinder schon vor den Apoll vom Belvedere getragen und mit der Milch der Juno Ludovisi genährt."

„Ich habe den Apoll vom Belvedere noch nie gesehen."

Fräulein Forster, die beschäftigt gewesen war, mit einem Federwedel den Staub von den blanken Möbelstücken im Zimmer zu entfernen, erstarrte für einen Augenblick zu einer Statue des Entsetzens. Dann zog sie einen Stuhl herbei, auf den sie niedersank.

„Jetzt muß ich mich aber setzen! Das ist mir in die Beine gefahren! Den Apoll vom Belvedere nicht gesehen? Und die Juno Ludovisi wohl auch noch nicht?"

„Nein, auch die Juno nicht."

„Lieber Gott, lieber Gott, wie kann denn das möglich sein! Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie niemals im Vatikan gewesen sind?"

„In der Peterskirche wohl, aber nicht im Vatikan."

„Und auch im Thermenmuseum nicht?"

„Nein, auch dort nicht."

„Und in der kapitolinischen Sammlung?"

„Niemals!"

„Ich glaube, Sie machen sich lustig über die alte, dumme Deutsche, der dies Rom immer das Heiligste, Wunderbarste auf der Welt gewesen ist; die gespart und gedarbt hat viele Jahre lang, um nun hier in Glück und Freude sterben zu können — vorläufig aber womöglich auch noch ein wenig zu leben."

„Ich mache mich gewiß nicht lustig über Sie. Das wäre sehr undankbar von mir; denn Sie haben mich hier so freundlich und gütig aufgenommen, daß ich zum ersten Male" —

Sie vollendete den Satz nicht und veränderte hastig den Inhalt ihrer Worte. „Aber Sie dürfen mich wirklich nicht schelten. Mein Leben hat mich werden lassen, wie ich bin. Aus meiner frühen Jugend habe ich nur ganz wenig Erinnerung, und seit ich denken kann, bin ich immer unter Kranken gewesen. Zuerst war es mein Vater, der langsam hinstarb, dann meine Mutter. Sie hat sehr gelitten, und ich habe eine schwere Pflege bei ihr gehabt. Eine Zeitlang bin ich zwischendurch in der Klosterschule gewesen, aber dort spricht man auch nicht vom Apoll vom Belvedere."

Fräulein Forster nickte dem blassen, schönen Mädchen freundlich zu. „Schelten wollte ich Sie gewiß nicht, und eigentlich sind Sie zu beneiden, daß all die Schönheit Roms noch so wie ein großes Buch mit sieben Siegeln vor Ihnen liegt. Aber nun versuchen Sie es einmal, machen Sie dies herrliche Buch auf und schauen Sie mit offenen Augen hinein. Glauben Sie es mir — wer diese Stadt mit ihrer Geschichte und ihrer Kunst einmal erfaßt hat, voll und wirklich erfaßt hat mit allen Sinnen, der kann hinterher niemals mehr ganz unglücklich werden, wenigstens nicht, solange römischer Himmel über ihm ist."

„Meinen Sie?" Die Stimme Teresas bebte ein wenig, und sie wandte den Kopf nach dem Fenster hin, aber sie suchte mit ihren Blicken die grüne, wogende Pinienherrlichkeit nicht, von der Fräulein Forster gesprochen hatte.

„Ja, das ist mein Glaubensbekenntnis, und ich hoffe, daß es auch einmal das Ihrige wird. Wenn es erst so weit ist, wird ja der kleine melancholische Beiklang in Ihrer Stimme ganz von selbst verschwinden, der mich eben wieder betrübt hat, liebe Gräfin."

Rasch kehrte Teresa das Gesicht ihrer liebevollen Trösterin wieder zu.

„Lassen Sie mir nur ein wenig Zeit; ich sehe und fühle ja, wie viel Mühe Sie sich mit mir geben, Sie und Herr Doktor. Ich glaube, in diesem Punkt sind alle Deutschen gleich. Er wenigstens ist ein ebenso großer Verehrer von Rom wie Sie, ebenso warmherzig und — ob er heute nicht kommt?"

In das Lächeln auf dem Gesicht Fräulein Forsters mischte sich in diesem Augenblick so viel humorvolle Schlauheit, daß es ihr angebracht erschien, rasch nach der Seite hin zu schauen, wo eine große Photographie des römischen Forums an der Wand hing. Dabei sagte sie so leichthin wie möglich:

„Natürlich kommt er. Bis jetzt hat er noch keinen Tag vergehen lassen, ohne nach seiner Patientin zu sehen, wenn es auch — Gott sei Dank — eigentlich nicht mehr nötig wäre. Dies ist seine Stunde; wahrscheinlich wird er bald hier sein. Und weil es heute Sonntag ist, wird er vielleicht wieder Zeit haben, einen Spaziergang mit Ihnen zu machen, eine seiner Instruktionsstunden über die Schönheit Roms mit Ihnen abzuhalten, wie er es nennt. Ich" — das schlaue Lächeln auf ihrem Gesicht verstärkte sich wieder — „ich kann Sie leider nicht begleiten, ich erwarte einen Besuch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cobra.

Von Kapitän Argwicke Fniles.

(Nachdruck verboten.)

Goring lachte immer, wenn wir ihm diese indischen Geschichten erzählten. Wir wußten, daß sie wahr waren, mochten sie auch durch Hypnose erklärt werden, und darum ärgerten wir uns über ihn. Aber Goring war noch nicht lange in Indien, sonst würde er was Klügeres getan haben, als stets seinen Unglauben auszusprechen. Ein kurzer Aufenthalt in Indien lehrt uns, daß Dinge, welche im alten England mysteriös erscheinen, an den Ufern des Ganges ganz alltäglich sind, und daß es zwischen Himmel und Erde Dinge gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.

Der Major hatte eine Geschichte von einem Fakir erzählt, den er am vorhergehenden Tage gesehen hatte. Der Gaukler hatte ein kleines Knäuel von dünnem Garn genommen, das lose Ende des Garns an seiner Reisetasche befestigt und das Knäuel in die Luft geworfen. Dort war es höher und höher geflogen, bis es in den Wolken verschwunden war. Dann hatte er seinen Gehilfen, einen halbnackten Burschen, gerufen und ihm befohlen, an dem Strick emporzuklettern.

Der Bursche gehorchte sofort dem Befehl, ergriff die dünne Schnur und begann, daran in die Höhe zu klettern. Jedes Auge in der ganzen Volksmenge auf dem Platze folgte ihm, bis auch er in den Wolken verschwand.

Der Magier kümmerte sich nicht weiter um ihn — er machte inzwischen einige kleine Kunststücke, aber plötzlich schien der Junge ihm wieder einzufallen, und er rief mit lauter Stimme zu ihm hinauf, er sollte sofort herunterkommen und ihm helfen. Aus den Wolken hörte man die Stimme des Knaben, der sich hartnäckig weigerte, wieder herunterzukommen. Der erbitterte Magier schwang sich sofort — mit einem langen Messer zwischen den Zähnen — an der Schnur in die Höhe, wurde vor den Augen der Zuschauer kleiner und kleiner wie vorher der Knabe, zeichnete sich zuletzt nur als dunkler Punkt vom Blau des Himmels ab — und verschwand.

Plötzlich ertönte ein furchtbarer Schmerzensschrei aus der Höhe, und zum unbeschreiblichen Entsetzen der Zuschauer floß ein Blutstrom vom Himmel herab, dem die abgeschlagenen Arme und Beine des armen Jungen folgten. Zuletzt fiel der kopflose Körper mit einem dumpfen Knall auf die Erde herab.

Nach einigen Minuten, in denen alle Zuschauer vor Entsetzen und Empörung wie gelähmt waren, glitt der Mörder ruhig an der Schnur herab. Das Messer hatte er noch zwischen den Zähnen, und in der linken Hand hielt er das Haupt des Knaben. Unter dem tiefen Schweigen des Publikums fing er an, die blutigen Gliedmaßen zusammenzusuchen, legte sie unter ein Tuch samt dem Knäuel, welches er von den Wolken herabzog, wie ein Kind einen Drachen herunterholt. Nachdem er alles zusammengesucht, entfernte er das Tuch, und wir sahen den Knaben lächelnd, unverletzt und ohne einen Tropfen Blut an seinem ganzen Körper.

Das war die Geschichte, über welche Goring gelacht hatte.

„Nein, hören Sie mal, Major", sagte er. „Sie können wirklich nicht verlangen, daß ich derartige Räubergeschichten glauben soll".

„Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen." Die Stimme des Majors klang etwas gekränkt. Aber Goring lachte unglücklicherweise wieder, ein ungläubiges, spöttisches Lachen. — Der Major fuhr heftig fort, er könnte ihn natürlich nicht zwingen, es zu glauben, aber wenn er, Goring, am nächsten Tage sein Gast sein wollte, würde er ein Paar ihm bekannte Magier veranlassen, ihnen eine Vorstellung zu geben. Er bot die größte Wette an, daß er, wenn er erst einige ihrer Künste gesehen hätte, nicht mehr an der Geschichte von dem Jungen zweifeln würde.

Goring nahm die Wette an.

Dann verabschiedeten wir uns voneinander.

* * *

Am nächsten Nachmittag um vier Uhr saßen wir alle in der schattigen Veranda des Majors. Mit Ausnahme unseres Wirtes hatte niemand von uns eine richtige indische Vorstellung gesehen, und wir befanden uns deshalb alle in nicht geringer Spannung. Goring sprach laut seinen unveränderlichen Zweifel aus, während Ingenieur Yermin, der ein halber Gelehrter war, mit einer kleinen Hand-Kamera spielte, die wie eine gewöhnliche Zigarrenkiste aussah. Viele der Eingeborenen haben nämlich eine starke Abneigung dagegen, photographiert zu werden.

Auf der nackten Erde, mitten im Sonnenschein, saßen zwei zerlumpte Indier. Es waren die beiden Magier, die in der ganzen Provinz berühmt waren wegen ihrer unerklärlichen Künste.

Die Vorbereitungen waren nicht imponierend. Ihr Material bestand nur aus einem kleinen Korbe, wie ihn die Europäer gebrauchen, und einem kleinen Bündel Zeug.

Als der Major das Zeichen gegeben hatte, daß die Vorstellung beginnen sollte, steckte einer der Magier, ein alter, grauhaariger Indier, die Hand in den Korb und holte eine große Cobraschlange heraus. Die Cobra schoß blitzschnell in die Höhe und zischte heftig, ihr Kopf bewegte sich hin und her, und ihre gespaltene Zunge spielte in der Luft herum. Der andere Magier blies weich und leise auf einer kleinen Rohrflöte. Die Schlange wand sich hin und her, als wollte sie sich in weichem Tanze wiegen.

Wir hörten Yermins Kamera klappen und den Laut der herabfallenden Platte. Die Musik nahm an Stärke zu, so daß es unmöglich schien, daß sie aus der einen kleinen Rohrflöte kommen konnte. Die Cobra wiegte sich hin und her, sie schien größer und größer zu werden, ihr Kopf fuhr so schnell durch die Luft, daß er aussah wie eine gespenstische Draperie, die mit blitzenden Brillanten besäet war. Die furchtbaren Brillenaugen hoben sich klar und glänzend von dem dunklen Hintergrunde ab — da . . .

Wie oder wann die Verwandlung ihren Anfang nahm, konnte später niemand von uns feststellen. Es fing an, dunkel und immer dunkler um uns herum zu werden, während die herumwirbelnde Cobra nach und nach die Gestalt eines tanzenden Weibes annahm und die Musik immer lauter vor unseren Ohren dröhnte.

Ich erinnere mich, daß Yermin später das Gefühl dieses Augenblicks mit einer Chloroformhalluzination verglich. Daraus kann man schließen, daß Yermin seine Sinne einigermaßen kühl und seine Gedanken klar behalten hatte. Ich dagegen erinnere mich nur dunkel, das Klappen der Kamera gehört zu haben, als die wunderbare Verwandlung stattfand.

Plötzlich schwieg die Musik, und ein Mädchen stand vor uns. Sie wurde noch von schwarzen, diamantenbesäten Draperien umflattert — dann ließ sie den Schleier von ihrem Gesicht fallen.

Unser Atem stockte — halb vor Furcht und halb vor Bewunderung. Ihre dunklen Augen überflogen die Gruppe und richteten sich auf Goring. So viel war gewiß, ihre Schönheit war, so unirdisch sie auch war, über alle Beschreibung erhaben. Eine wunderbare, wilde, satanische Schönheit, die sich in die Herzen schnitt und die wildesten Wünsche in den Köpfen entbrennen ließ.

Der Anblick machte uns atemlos, und wir saßen da, ohne den Gebrauch unserer Sinne — mit Ausnahme von Yermin. Ein Ingenieur kann ja nur an Brücken und Lokomotiven Schönheit sehen. Yermin war so kaltblütig, eine Platte zu nehmen.

Das Mädchen glitt immer näher an die Veranda heran, den Blick beständig auf Goring gerichtet.

Er stieß einen leichten Schrei aus, halb vor Furcht und halb vor Freude, und ging ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Ihre Haut war blendend weiß, und ihre Augen brannten dunkel und abgrundtief in dem weißen Gesicht. Sie streckte beide Hände nach ihm aus und — verschwand.

Wir fuhren wie aus einem Traum auf. Der Major rieb seine Augen und seufzte tief. Es war gut, daß die Majorin, die rot, fett und alles andere als eine Illusion war, den Seufzer nicht hörte. Yermin ordnete seine Kamera, seine Hände zitterten stark, und er bat um einen Whisky mit Sodawasser — mit sehr vielem Whisky drin. Er fügte hinzu, er wäre etwas aufgeregt.

Goring sagte nichts. Er war in seinen Stuhl zurückgesunken und starrte mit glühenden Augen nach der Stelle, wo „sie" verschwunden war. Die Fakire sammelten im Sonnenschein ihre Sachen zusammen.

Der Major gab ihnen die verabredete Summe und hieß sie eiligst verschwinden. Dann wandte er sich zu Goring.

„Na, alter Freund, nun wachen Sie nur endlich auf!" rief er mit einem etwas gezwungenen Versuch zu scherzen.

Goring antwortete nicht und blickte immerfort starr auf dieselbe Stelle, als sähe er ein Gespenst.

Yermin schüttelte ihn, aber dennoch nahm er keine Notiz von uns.

Wir fingen an, unruhig zu werden, schüttelten ihn heftiger und flößten ihm etwas Whisky ein, bis er endlich mit heiserer Stimme etwas Unverständliches murmelte, wie einer, der unter dem Einfluß von Narkose steht oder betrunken ist.

Wir trugen ihn ins Haus, öffneten seine Kleider und hielten seinen Kopf unter einen Wasserhahn. Endlich kam er so weit, daß er sich mit einem müden, verschleierten Blick umsah.

„Wo ist sie?" murmelte er.

„Seien Sie doch kein Tor, Goring", sagte der Major erregt, „Es war ja alles Blendwerk, wie der Junge und das Garnknäuel."

„Hypnose!" rief Yermin aus des Majors Dunkelkammer, wo er seine Platten so schnell wie möglich fertigmachte.

„Ich muß zu ihr hinaus", sagte Goring wieder mit heiserer Stimme.

„Das müssen Sie nicht!" rief der Major und gab unwillkürlich seine ernste Besorgnis zu erkennen.

Er ließ einen seiner Diener nach dem Arzte galoppieren, während wir alle — Yermin war inzwischen mit seinen Platten fertig geworden — Goring hielten, der einen Tobsuchtsanfall hatte. Der Major verdankte ihm ein blaues Auge, und mir hatte er ein paar gehörige Ohrfeigen verabreicht, ehe der Arzt kam.

„Es sieht aus wie ein Anfall von akutem Wahnsinn", sagte der Arzt, indem er Goring mit einer kleinen, silbernen Spritze eine Einspritzung machte.

Goring wurde nun ruhiger, und wir legten ihn auf das Bett des Majors.

Er fuhr fort zu jammern: „Ich liebe sie — ich liebe sie." Wir erzählten dem Arzte, wie die Geschichte zusammenhing, und er machte ein sehr ernstes Gesicht. Er hatte lange genug im Lande gelebt, um manche Dinge kennen zu lernen, von denen seine medizinischen Bücher nichts sagten.

Plötzlich wurden wir von Goring unterbrochen, der mit ganz klarer Stimme fragte, wohin die Fakire gegangen wären. „Ich muß ihr ja folgen", sagte er.

„Seien Sie doch kein Idiot, Goring", eiferte der Major. „Da war ja gar keine „Sie", es war eine Teufels-Fata-Morgana und weiter nichts. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß gar kein Frauenzimmer da war! Habe ich nicht recht, Yermin?" fragte der Ingenieur, der soeben mit etwas verdutztem Gesicht in die Stube trat, drei nasse Platten in der Hand haltend.

„Natürlich haben Sie recht, Major", antwortete Yermin trocken und gab dem Major ein Zeichen. „Es war alles Blendwerk, und Sie zeigten sich gerade nicht als ein Held, lieber Goring. — Hatten Sie zu viel Whisky getrunken, oder kriegten Sie Sonnenstich? Was war es übrigens, was Sie sahen?"

„Ich sah s i e!" Gorings Gesicht war wachsgelb und sein Blick müde.

„Sind Sie sicher, daß es keine Schlange war?"

„Zuerst sah ich eine Schlange," räumte Goring ein, „aber sie wuchs und verwandelte sich in s i e." Er zitterte wie im Fieber, und das Geschehene schien ihn zu überwältigen.

„Hol mich der Teufel — er ist in einer schönen Verfassung!" murmelte Yermin, der, die Hand mit den nassen Platten auf dem Rücken haltend, am Fußende von Gorings Bett stand und ihn halb mitleidig und halb mit dem Interesse des Wissenschaftlers anblickte.

„War sie ein hübsches Mädchen, Goring? — Oder hatte sie Holzbeine und falsche Zähne wie Frau O'Thea?"

Goring antwortete mit einem Versuche, sich zu erheben.

„Lassen Sie die Neckereien, Yermin", sagte der Major, indem er Goring zurückhielt. Durch seine überlegene Ruhe brachte er dann den Kranken dazu, die Arznei zu nehmen, die der Arzt geschickt hatte. Bald darauf schlummerte Goring ein, und wir folgten Yermins heimlichem Winke und traten etwas mit ihm beiseite.

„Habt ihr schon mal so was gesehen?" fuhr es ihm dann heraus. „Hier sind drei Platten, eine von dem Augenblick, als der Kerl die Cobra aus dem Korbe nahm, eine mit der Schönen, als wir sie zuerst sahen, und die dritte von dem Moment, als Goring sie umarmen wollte. Und" — seine Stimme zitterte nervös — „ich will mich darauf hängen lassen, daß er vor unseren Augen beinahe das scheußliche Reptil umarmt hätte! Seht mal her!"

Er hielt das letzte Negativ gegen das Licht empor — wir sahen durch das Glas ganz deutlich Gorings Gestalt. Seine Hände waren keine zwei Zoll von einer großen Cobra in aufrechter Stellung entfernt.

Der Major zitterte wie vor Kälte.

„Seht mal," sagte Yermin, „eine Kamera läßt sich nicht hypnotisieren. Das Mädchen, welches wir auf die Veranda zu spazieren sahen, war nichts mehr und nichts weniger als die höllische Giftschlange. Und wir hätten das Viest gern alle miteinander geküßt."

„Dummer Schnack, Yermin." Der Major zitterte noch ein wenig. „Das war ein sehr ungemütlicher Scherz von den guten Fakiren. Sie können aber lange warten, bis ich sie wieder in Nahrung setze."

Der Major und ich wollten die Nacht bei Goring wachen.

Er war ruhig geworden und lag still da. Der Arzt hatte versprochen, gegen zwei Uhr, wenn er aus einer Gesellschaft käme, nach ihm zu sehen.

Ich beschloß, mich einige Stunden hinzulegen und den Major dann bei der Nachtwache abzulösen.

Gegen halb zwei wurde ich durch den Major geweckt, der mich heftig an der Schulter rüttelte. Goring war weg, rief er mir, offenbar im höchsten Schrecken, immerfort zu.

Ich taumelte von meinem Lager und ging mit ihm in das Zimmer, in welchem er gewacht hatte. Goring war fort. Das Fenster an der Veranda war offen und zeigte uns, wie er hinausgekommen war.

„Gegen ein Uhr schlief er", flüsterte der Major. „Ich schloß da auch die Augen und nickte ein paar Minuten ein."

Während er sprach, kam der Arzt, der ebensosehr erschrak wie wir, als wir ihm das Verschwinden des Patienten mateilten. Alle Diener wurden gerufen, und wir eilten alle miteinander hinaus, um ihn zu suchen. Bei seiner Krankheit konnte man ja gar nicht wissen, was er anrichten würde.

Wahrscheinlich fanden wir ihn im Laufe einiger Stunden. Seine Kleider hingen im Zimmer, und ein weißer Mann, der nur mit einem Nachthemd bekleidet war, kam jedenfalls nicht weit, ohne Aufsehen zu erregen.

Aber schon am Ende des Gartens stand der Major mit einem lauten Ausrufe des Schreckens still. Wir konnten nichts sehen, weil der schmale Pfad durch den breiten Körper des Majors versperrt wurde, aber wir hörten ein schwaches Rascheln zwischen dem gefallenen Laube und sahen die Hand des Majors blitzschnell in die Tasche nach seinem Revolver fahren.

Der Schuß hallte noch in unseren Ohren wider, als wir ein anderes, stärkeres Rascheln des Laubes hörten und den Major neben einer zusammengesunkenen Gestalt knien sahen.

„Hier ist er — armer Goring!" sagte er leise.

Er riß ein Streichholz an, und als es aufflammte, sahen wir Goring tot mit dem Kopfe auf den Knien des Majors liegen. Das furchtbare Zeichen eines Schlangenbisses zeigte sich an seinem Halse.

Bunte Zeitung.

Luftschiff, Wasserschiff, Eisenbahn und Motorwagen als Rivalen. Bei dem großen Interesse, das der Entwicklung des Flugzeugs allgemein entgegengebracht wird, kommt eine vergleichende Untersuchung, die der Ingenieur August Bauschlicher in der Umschau jüngst über die Leistungsfähigkeit aller unserer maschinell betätigten Transportmittel veröffentlicht, sehr gelegen. Der Verfasser bekennt zunächst, daß bei den gegenwärtig im Betrieb befindlichen Motorluftschiffen es allerdings nicht leicht ist, schon zutreffende verkehrstechnische Folgerungen für den künftigen Personen- und Warentransport in der Luft zu ziehen; immerhin hat man aber bereits einen Ueberblick über den ungefähren Kraftbedarf von Flugzeugen, aus dem sich der Schluß ziehen läßt, daß das Flugzeug in Zukunft kaum das herrschende Verkehrsmittel darstellen wird. Wahrscheinlich wird es nie geeignet sein, große Lasten, wie solche durch Schiffe, Eisenbahnen und Motorwagen befördert werden, billiger als jene fortzubewegen. Ein Vergleich der verschiedenen Arten von Transportmitteln hinsichtlich der Geschwindigkeit, der Nutzlast und des Kraftbedarfs zeigt, daß die bei weitem rationellsten Transportmittel die Schiffe sind. Halten sie auch hinsichtlich der Geschwindigkeit den Vergleich mit den Eisenbahnen nicht aus und ebenso nicht mit den Flugzeugen, so ist doch die Nutzlast, die sie transportieren, sehr viel größer und der Kohlenbedarf hierbei am geringsten. So beträgt bei den Ozeandampfern die Geschwindigkeit allerdings nur 24—37 Kilometer, aber die Nutzlast 18—20 Millionen Kilogramm, der Kraftbedarf hingegen nur 0,012—0,04 PS. pro Tonne (1000 Kilogramm) und Kilometer. Eisenbahngüterwagen haben zwar eine Geschwindigkeit von 50 Kilometer aufzuweisen, aber nur eine Nutzlast von 10,000 Kilogramm, dagegen einen Kraftbedarf von 0,02 PS. pro Kilometertonne. Das Flugzeug hat es bereits zu einer Geschwindigkeit von 40 Kilometer gebracht, aber die Nutzlast, die es tragen kann, beläuft sich bei starren Luftschiffen bis jetzt auf 2000 Kilogramm, bei dynamischen Flugapparaten sogar nur auf 200 Kilogramm, aber der Kohlenbedarf beträgt bei starren Luftschiffen 1,03 PS., bei dynamischen Flugapparaten sogar 6,25 PS. pro Kilometertonne. Flußschiffe arbeiten nicht so günstig wie Ozeandampfer, da die Schiffahrt nur etwa zweihundert Tage im Jahr betrieben wird und die Geschwindigkeit der Flußdampfer eine niedrige ist. Unter den Landtransportmitteln wäre das universalste und anpassungsfähigste der Motorwagen. Das hat sich maschinell bestätigt, und auch seine Ungebundenheit in bezug auf Abfahrtzeiten stellt einen großen Vorzug dar gegenüber dem an pünktliche Abfahrtszeiten gebundenen Eisenbahnbetrieb. Motorwagen brauchen aber dafür erheblich mehr Kraft als Eisenbahnen, nämlich 0,5 PS. pro Tonnenkilometer. Universalfahrzeuge sind die Flugzeuge, da sie an keinerlei Fahrwege gebunden sind und Seen, Täler und Berge überqueren könnten. Diesem Vorteil steht aber der Nachteil weit größerer Betriebskosten gegenüber. Ein starres Motorluftschiff braucht das Dreifache, ein dynamisches Flugfahrzeug das Zwölffache der Kraft, die ein Motorwagen nötig hat. Aus dem Unterschied des verschiedenen Kraftverbrauchs geht nun hervor, daß sich das Tonnenkilometer bei Flugzeugen am teuersten stellt, weshalb sie für den Massentransport von Personen und Gütern in Kulturländern mit ausgiebigem Eisenbahnnetz, zahlreichen Wasserwegen, gutem Motorwagenverkehr eine geringere Rolle spielen dürften. Den Flugzeugen wird nur ein die übrigen Transportmittel ergänzender Wert zukommen. Der verkehrstechnische Wert der Flugfahrzeuge geht dann ein, wenn unsere Transportmittel zu Wasser und zu Lande, z. B. bei Ueberschwemmungen, versagen sollten. Ebenso ist das Luftschiff für militärische Zwecke sehr wertvoll, insbesondere auch bei Kolonialkriegen in Ländern mit dürftigen Verkehrswegen.

Als der erste Elefant in Berlin gezeigt wurde, 1777 — 36 Jahre nach dem berühmten, auch in der Dichtung jener Tage verherrlichten Rhinozeros — hielt sich ein angesehener Berliner Schriftsteller (J. G. Müchler) nicht für zu gut, um in der L'schen Buchhandlung (dem Königlichen Schlosse gegenüber) eine „Geschichte des Elefanten, bei Gelegenheit des hier in Berlin angekommenen merkwürdigen Tieres, beschrieben. Nebst Abbildung desselben. Berlin 1777" herauszugeben. Es dürfte interessieren, wie weit man damals mit der Dressur dieses zwar klugen, aber ungelenken Tieres gelangt war. Am Schlusse des Buches steht eine „Nachricht von den Künsten, welche der Elefant, der hier in Berlin im Jahre 1777 gezeigt worden, gemacht hat": Er machte den Zuschauern mit seinem Rüssel ein Kompliment, verstand aus der Tasche seines Kornacks oder Führers ein Stück Brot zu nehmen, und zwar aus welcher er ihm befahl. Ferner nahm der Elefant Geldstücke von der Erde auf, hob seinem Wärter den Hut auf usw. „Zum Beschluß machte er den Zuschauern nach indianischer Art sein Kompliment." ... .